

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 11

Artikel: Tessinerbrief

Autor: Balmer, E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Keller und Meyer betonte und es vom Deutschthum scharf abgrenzte, half er den jungen Schweizerdichtern in den Sattel. Mit seinem Gedichtbüchlein „Dufz und underem Rafe“ bekannte er sich freudig zum Dialekt als vollgültiger Kunstform und zur Heimatkunst, und er ebnete damit den Meistern der Dialektdichtung, wie M. Lienert, J. Reinhart, S. Gfeller, von Tavel und E. Eschmann, nicht wenig die Bahn.

Mit seinen Festspielen glaubte er eine spezifisch schweizerische Dichtungsart neu beleben zu können. Er täuschte sich; die Voraussetzung hiervor, die patriotisch-nationale Begeisterung als Resonanzboden für pathetisch hochwallende Gefühlsdarstellung, schwand im Materialismus der Zeit dahin wie der Schnee in der Föhnacht. Das Drama „Erni Winkelried“, auf das gleiche Gefühlsfundament aufgebaut, war aus demselben Grunde von vergänglicher Wirkung.

Wo er aber Themata mit allgemein menschlichen Problemen gestaltet, da packt und hält er die Leser jederzeit fest. Dies gilt vor allem für den „Totentanz“-Zyklus. Er greift hier ein uraltes Thema auf. Wenn aber die Meister der deutschen Renaissance, Holbein und Niklaus Manuel, den Tod karikieren und ihren Spaß mit ihm treiben, wenn Rethel ihn vermenschlicht, so faßt Frey ihn als den Dämon, als das über dem Menschglück schwiegende Wehlschicksal auf. Er geht dabei von der natürlichen Empfindung des mittleren im vollen Werke stehenden Menschen dem Lebenszerstörer gegenüber aus, und darum sucht er die Situationen auf, wo die Dämonie, das Unbegreifliche seines Wirkens erschütternd zum Ausdruck kommt. (Man vergleiche das beigedruckte Gedicht „Die Dohle“.) Hier stoßen wir auf ein Grundgefühl in Frey's Dichtung, auf den zur Melancholie herabgemilderten Pessimismus; es ist bei Frey Familienerbstück wie bei C. F. Meyer. Die Erinnerung an eine gedrückte Jugend vermochte Frey trotz späterer glücklicher Lebensverhältnisse nie ganz los zu werden.

Dies wirft auch ein erläzendes Licht auf die Stoffwahl bei seinen Romanen. Seine Jungfer von Wattenwil, nicht die historische, ist ein von Kühnheit an unter feindlichen Sternen wandelndes Menschenkind. Sie, die reitende, fechtende, weder den Tod noch die Geister fürchtende Amazonin, wird vom Schicksal — hier identisch mit der Unvernunft und der Hartherzigkeit der Zeitanschauung — so herb und qualvoll in die Zange genommen, daß man abwehrend rufen möchte: genug des grausamen Spiels! Hier scheint uns der Dichter über das allgemein-menschliche Maß hinauszutreten. Das ungewöhnliche, von der Geschichte schon als Merkwürdialität gebuchte Schicksal der Berner Patriarchin hätte nach unserem Empfinden mehr noch, als der Dichter es aetan, von den Schläden der Zufälligkeit und des Romanhaften gereinigt werden müssen, um unser menschliches und damit das künstlerische Interesse festzuhalten. Aus diesem Grunde stellen wir den zweiten Roman Frey's, „Bernhard Hirzel“, über seinen ersten. Hier ist ein Schicksal mit psychologischer Forderichtigkeit von seinen Anfängen bis zum tragischen Ende geführt. Wen das historische Interesse über die breiten Zustands- und Ereignissdarunten des ersten Buches hinüberträgt, der findet sich durch die packende Darstellung eines Lebensniederbruches unter innerlich wahren und darum erschütternd wirkenden Verumständnissen reichlich belohnt. Das Urbild seines Bernhard Hirzel ist jener fanatisch-konservative Pfarrer von Pfäffikon, der zuerst den Glodenstrang zw. zum „Zürinutsch“ des Jahres 1839, jener fatalen Folge des „Strakenhandels“. Von den Verteifreunden, denen seine Draufgängertat ans Ruder verholfen, desavouiert und zuletzt im Stiche gelassen, von den Schulden, die ein unordentlicher Idealismus ihm auf den Hals aeladen, und von einer illegalen Liebesleidenschaft verfolgt, flüchtet sich der unglückliche Pfarrer zuletzt nach Paris, um dort nach kurzer, aber qualvoller Boheme mit seiner Geliebten im Selbstmord zu enden. „Bernhard Hirzel“ ist ein großangelegtes Zeit- und Seelengemälde. An ihm ließe sich

die große Darstellungskunst des Dichters eingehend studieren. Schon beim flüchtigen Durchlesen zwingt uns die absolute Beherrschung des historischen Stoffes im allgemeinen und des Zeittolosits im besondern Bewunderung ab.

Adolf Frey hatte auf seinem Krankenlager, das ihm zum Sterbelager wurde, eine hohe Genugtuung seines Strebens als Lehrer, Dichter und Mensch erfahren. Eine ganze Gemeinde junger, bereits zu Geltung und Ansehen gelangter Zürcher Dichter, Schriftsteller und Gelehrter brachten ihm in einer Sondernummer der „Schweiz“, die für seinen 65. Geburtstag gedacht war, als ihrem verehrten Freund und Lehrer in Gedichten und Essays den Kranz der Dankbarkeit dar.* Mit freudigem Stolze mag er im Geiste die stattliche Schar der aus seiner strengen literarischen Schulung herausgewachsenen Männer und Frauen überblickt haben, die heute in seinem Sinne als Sauerteig im schweizerischen Kunst- und Literaturleben wirken. Indem wir von Bern aus diese Verhältnisse anerkennend vermerken, verneigen auch wir uns vor den Manen des Verstorbenen und legen unsren bescheidenen Kranz auf sein Grab. H. B.

Die Dohle.

Auf des gehörnten Wildbergs Felsenlenden
Liegt kör'ger Neuschnee locker aufgeweht,
Durch seine glitzerigen Wüsten drückt
Die Föhre kaum die sturmverkrümmten Ast'e.
Die graue Alpendohle hockt zu höchst darauf,
Halb schlafend, halb erfroren, Kopf und Schnabel
Ins struppige Gefieder eingezogen.
Es kommt von ungefähr der Tod geschlendert
Und sieht die alte Kreatur und denkt
Ihr Döchlein im Vorbeigehn abzuzwiden.
Schon spreizt er seine dünnen Finger aus,
Da gellt ein Pfiff tief unten durch das Tal,
Und aus dem Tunnel an der Felsenlehne
Des Bergstocks jagt ein Zug mit roten Lichtern,
Und seine Räder dröhnen durch die Dämmerung.
Ein falscher Schein huscht auf des Todes Stirn,
Er grinst — er lacht und packt die Föhre blitzschnell
Und schüttelt sie. Aufkreischend fällt die Dohle
Und hüpfst und flattert bänglich unbeholfen.
Der Schnee rutscht unter ihren plumpen Flügeln —
Er gleitet langsam — unten gleitet's rascher —
Es rollt — es poltert — stürzt — es fegt — es saust —
Es schnellt und schiebt und stäubt die jähre Fluh hinunter.
Es stäubt von Fluh zu Fluh — die Laue stürzt,
Und in die Tiefe schmettern Zug und Mensch!
Der Tod reibt sich vergnügt die Knochenhände
Und johlt, daß es von Fels zu Felsen schrillt:
„Ich hätte das getan? Die Dohle tat's!“
Und tanzt und freut sich wie ein Gassenbube.

(Aus dem „Totentanz“-Zyklus)

Tessinerbrief.

Von E. Balmer.

Brissago, im März 1920.

Liebe „Berner Woche“!

Du wirst nicht wenig erstaunt sein, von mir einen Brief zu erhalten und zumal noch vom schönen Langensee, wo ich Erholung suchte von einer bösen Krankheit. Der Petrus hat aber heute die Schleusen wieder für den ganzen Tag geöffnet und da habe ich mich ans warme Ramin geflüchtet und

* Die Nummer enthält Beiträge von Hans Trog, Ed. Korrobi, F. Enderlin, E. Eschmann, R. Faefi, M. Geissinger, Esther Odermatt, Bertha v. Drelli, C. F. Wigand, Hans Ganz, Tina Baumann, Anna Fierz und E. Würtenberger.

staunte lange, lange in die knisternden Flammen. Nun weißt du aber sicher auch, daß einem manchmal am schönsten Orte so eine Art „Längizanti“ nach „Daheim“ beschleicht und so ist es mir auch jetzt ergangen; ich denke an mein liebes Bern und seine Lauben und an alle meine Freunde. Und darum will ich ein wenig mit dir plaudern. Ich bin hier gut aufgehoben, die Signora Maria und die Signora Agata tun alles für mich, was sie können, und möchten mich recht bald wieder ganz gesund haben. Sie jammern heute den ganzen Tag für mich, weil es immerfort regnet. Bei solchem Wetter bin ich dann meistens in der Küche. Das Kamin brennt eben dort den ganzen Tag und macht den Raum wohnlich und warm. Aber auch sonst ist die Tessinerküche sehr heimelig; das Kamin mit dem vielen Krimskram darauf und dann vor allem das reiche Kupfergeschirr, der Stolz einer jeden alten Küche. Nie werden die prachtvollen Geräte gebraucht, sie sind lediglich zur Zierde da und an jedem Weihnachtstag wird das Geschirr mit neuen Lorbeerzweigen geschmückt. — Wenn das Wetter es aber irgendwie erlaubt, so bin ich draußen im Garten — und da ist man schon halb im Paradies. Im einzigen schönen, stillen Garten der Signora Maria stehen Orangen- und Zitronenbäume mit goldener Frucht und Magnolien und Myrten im ewig grünen Laub. Das Wunderbarste aber im Garten sind die Kamelien. Nirgends sonst habe ich so viele Kamelienbäume beieinander gesehen wie bei uns. Unbeschreiblich schön ist der Anblick eines solchen blühenden Baumes. Es sind riesige Rosenbüschel, glühend rot, blendend weiß und zart rosa schimmern sie durcheinander. Das halbe Dorf holt die Kamelien aus Marias Garten, die Altäre in der Kirche sind damit geschmückt, an alle Freunde und Gäste des Hauses werden die schönen Rosen gesandt und immer noch stehen die Bäume in herrlichster Blütenfülle! — Die Kirche grenzt gerade an unsern Garten und aus nächster Nähe höre ich am frühen Morgen schon das Glöckenspiel vom Campanile. Ich mag das Bimmeln sehr wohl leiden, es erinnert mich immer an die unvergesslichen Tage von Florenz! — Vom Balkon meines Zimmers sehe ich schön hinab in den Pfarrgarten. Da spaziert zuweilen der läbliche Pfarrherr unter der kreuzförmigen Pergola, setzt sich neben das Marienbild unter dem dunkelgrünen Myrtenbaum und liest in stiller Beschaulichkeit seine Zeitung. Kannst du dir ein friedlicheres Bild vorstellen? — Hinter der Kirche stehen die königlichen Impresen, mit denen von Morcote sind sie wohl die schönsten der Schweiz. Dunkel und schwer ragen sie in die Luft. Sie stimmen ernst und traurig. Schweigend sind sie um die weiße Kirche geschart und mahnen mich immer an die ernsten Frauen vom Lötschental in ihrem schwarzen Gewand am Sonntag in der Prozession. — Auch hier im paradiesischen Land hat ein jeder sein Kreuzlein zu tragen. Wie jammert doch die Maria wegen ihrem kranken Bein und wie dauert mich die Teresa, das abgehärmte Mütterchen, das Tag und Nacht für seinen todkranken Buben betet — und der Giulio wird doch nimmer gesund. Der Alfredo aber zahnt den ganzen Tag mit der Cleofe, wenn sie schon erst sechs Monate verheiratet sind und der Michelone, der arme Dorfnarr, schimpft in einemfort über die schlechte Welt. Du siehst, liebe Gazzetta, Kummer und Sorgen gibt's also auch hier im Land, wo Milch und Honig fließen. Das letztere ist überhaupt nicht wahr, die Milch ist im Gegenteil der rarste Artikel von Brissago. Sie kommt von Luzern her und manchmal bleiben die Lieferungen überhaupt aus und die vielen Bambini bekommen gar kein Tröpflein; wie würde das ein Geschimpf geben in Bern — hier schüttet man sich still darein und ist dafür zu Mittag ein wenig mehr Minestra. —

Trotzdem es hier ein „Grand Hotel“ gibt, begegnet man sehr wenig sogenannten „Fremden“, denn die Leute, die dort logieren können, reden zum allergrößten Teil ein ganz gewöhnliches Schweizerdeutsch.

Gestern kam die Paolina mit mir in die Zigarrenfabrik. Durch endlose Säle zogen wir, wo Hunderte von Arbei-

terinnen den weltberühmten Glimmstengel fabrizieren. Wie ich so einer „Sigaraia“ beim Zusammenrollen der naßen Tabakblätter zusah und ehrlich staune ob der fabehaft flinten Arbeit ihrer schönen Hände, da fragt die Paolina plötzlich ganz laut, ob ich mir eigentlich die Annetta ansahae oder die Fabritation der Brissago! Das Richern im großen Saale hättest du hören sollen! — Wenn die Sigaraie in langem Zuge von der Fabrik kommen, erfüllen sie die schöne Hauptstraße mit lautem südländischem Leben. Brissago könnte da ebenso gut Sevilla heißen — manch scheimischer Blick aus feurigen Carmenaugen tamst du da auffangen, da ich aber nie zutriezen bin, wünschte ich mir zu dem ganzen fröhlichen Bild noch die rassige Ouvertüre der berühmten Oper von Vizet. —

Wenn die heiße Sonne vom tiefblauen Himmel lacht, dann ist überhaupt alles ganz, ganz anders. Hundertmal schöner leuchten die Kamelien in Marias Garten, goldener prangen die Orangen im dunklen Blätterwerk, freundlicher fächern die Palmen, heller trillert die Giuseppina, fröhlicher ertönt der Glockenschlag und süßern glänzen die Myrte und der Lorbeer. Dann geht mir selbst das Herz im Leib auf und ich wandere hinaus in den schönen Tessinerfrühling, hinauf in die Nester an den grünen Berghängen des Ghiridone, wo Beilchen und Primeln blühn und wo rosenrote Pfirsichblüten überall aufleuchten über den Rebengängen. — Ein solcher Tag wird sicher morgen kommen, der Antonio bürgt dafür und der versteht mehr vom Wetter als mancher Barometer.

In dieser Hoffnung sage ich dir heute Lebewohl. Grüße mir alle Freunde und Bekannte, zu denen du kommst und nimm selbst einen schönen Gruß entgegen von deinem

Emilio.

Rußland öffnet seine Tore.

Noch vor wenigen Wochen erklärte die Sovietregierung, daß sie alle alliierten Schiffe, die in den Ostseehäfen oder anderwärts anlegen würden, versenken werde, wenn nicht zuvor zwischen Moskau und der Entente Friedensverhandlungen aufgenommen seien, also die Räterepublik Anerkennung errungen habe.

Damals konnte es geschehen, daß englische Firmen gewaltige Mengen von Kondensmilch für die hungernden Kinder und die Kranken von Petersburg bis Helsingfors spiederten, aber nicht weiter; denn der Lokalsovjet von Petersburg und die Moskauer Regierung verboten kurzerhand die Einfuhr, und es bedurfte einer Intervention der deutschen Regierung, um den Engländern die Durchfuhr jener Sendungen bis an ihren Bestimmungsort zu ermöglichen. Die deutsche Regierung ihrerseits empfing den Anstoß zur Intervention von einer ihrer Gesandtschaften in einem neutralen Lande.

Man ersieht daraus, mit welchen Hindernissen die Staaten zu kämpfen haben, um die notwendigen Handelsbeziehungen wieder herzustellen, aber auch, wie die Verhältnisse mit Macht sich Bahn brechen und die politische Entwicklung diktieren. Noch besteht kein Friede mit dem Bolschewismus, aber die Völker sind in Not, verlangen und bekommen Hilfe voneinander; die gegenseitige Hilfeleistung wird den Frieden erzwingen.

Die Entente Europas wird sich aber auch beeilen müssen, um nicht von ihren Rivalen Deutschland und Amerika überholt zu werden. Beinahe am gleichen Tage brachte der Telegraph die Runde von dem Abschluß eines deutsch-russischen Handelsvertrages und von einem gewaltigen Schuhankauf der Sovietregierung aus der Liquidation des amerikanischen Armeegutes. Beide Meldungen sind bis heute nicht dementiert worden; entsprechen sie nicht den Tatsachen, so entsprechen sie den politischen Tendenzen des Augenblicks, die morgen schon ganz andere Überraschungen bringen können.